

Dem Nachwuchs (k)eine Chance!



► Seit Jahren gelingt es einer unheiligen Allianz aus Politik und Verwaltung, die deutschen Universitäten durch immer neue Gesetze und Vorschriften zu reglementieren. So wird jede neue Idee, jeder kräftige Trieb am alten Baum unserer Hochschulen sofort auf das (niedrige) Normalmaß zurück geschnitten. Die resultierende Bonsaisierung insbesondere der biomedizinischen Fächer wird nun auch für die Öffentlichkeit evident: Manche Institute bilden einen niedlichen Mikrokosmos, der internationalen Konkurrenz können sie aber nicht standhalten. Deutsche Nobelpreisträger forschen meist im Ausland. Die Regulierungswut hat es nun soweit gebracht, dass wir trotz allgemeiner Arbeitslosigkeit kaum noch Nachwuchs rekrutieren können. Die Gründe sind vielfältig, Geldmangel steht keineswegs an erster Stelle – im Gegenteil, oft genug müssen wir bewährte Mitarbeiter aus formalen Gründen in die Arbeitslosigkeit entlassen oder ins Ausland verjagen:

1. Leistung wird bestraft

Unser Dienstrecht orientiert sich am öffentlichen Dienst. Die freiwillige 60-Stunden-Woche – bei Spitzenforschern oft nötig – ist darin nicht vorgesehen. Sie führt weder zu besserem Einkommen, noch zu rosigen Zukunftsaussichten – im Gegenteil: Studierende der Medizin können wir nicht mehr raten, während des Studiums mit einer Dissertation zu beginnen. Sie werden neuerdings spätestens 15 Jahre nach *Dissertationsbeginn* entlassen. Ähnliches gilt für Naturwissenschaftler. Nach 12 Jahren ist an der Hochschule Schluss – selbst wenn Geld und Aufgaben vorhanden sind. Das fehlende Zuwanderungsgesetz zwingt uns, ausländische Studierende nach der Promotion zu eliminieren – mit doppeltem Schaden: Die Uni-

versitäten verlieren wertvollen, mit Steuergeldern ausgebildeten Nachwuchs und ihre Reputation. Zum Glück sind uns wenigstens die ehemaligen Doktoranden und unsere amerikanischen Kollegen dankbar!

2. Rückkehr unerwünscht

Nicht nur die dienstrechtliche Elimination, sondern auch die staatlich unterstützte Emigration junger Wissenschaftler entzieht der deutschen Hochschule ihren Nachwuchs. Es ist wichtig, mit einem Stipendium z. B. in den USA Erfahrungen zu sammeln. Warum aber sollen junge Wissenschaftler zurückkommen, wenn sie sehen, unter welchen Bedingungen sie hier arbeiten müssen? Nicht die Qualität der Lehre und Forschung wird belohnt, sondern die bürokratische Abarbeitung von Lehrdeputaten und Verwaltungsvorschriften: Forschungsergebnisse und qualifizierte Lehre helfen wenig, wenn die Grundausstattung des Instituts u. a. von der politischen Eminenz des Lehrstuhlinhabers abhängt oder die letzte Dauerstelle gerade dem Stelleneinzug zum Opfer fiel. Dann bleibt man lieber in den USA oder geht in die Schweiz, wo berechenbare Chancen auf eine nachhaltige Forschungstätigkeit bestehen. Dass trotzdem einige gute Wissenschaftler, verführt durch gute Ansätze wie z. B. das Emmy Noether-Programm, zurückkehren, lässt sich wohl nur auf einen Gendefekt zurückführen. Er bringt sie dazu zu glauben, auch in Deutschland würden berechenbare Kriterien auf *tenure* implementiert. Im Vertrauen darauf laufen sie wie Goldhamster im Laufrad einer imaginären Hoffnung nach.

3. Gleichheit über alles

Neuerdings sollen Institute leistungsbezogen ausgestattet und Professoren erfolgsbezogen bezahlt werden. Dazu werden Kommissionen ins Leben gerufen, die unter Hinzuziehung von Mathematikern und Juristen ausgeklügelte Korrekturfaktoren für Gehaltszuschläge erarbeiten. Die Frage, ob ein Ehrendokortitel berücksichtigt wird oder ob das zweite Buch eines Philosophen genauso gewichtig ist wie eine Publikation in Science, beschäftigt gute Forscher monatelang. In Amerika gibt es einen Markt. Dort kann man auch sein Gehalt mit dem nächsten Grant beantragen. Die Kollegen wissen sehr genau, was der Marktwert eines Antragstellers ist. Bei uns wird nach (ewigen?) Regeln entschieden. Alle sollen die gleiche Chance haben, das Gleiche zu verdienen. Warum? Schließlich leben wir ohnehin in verschiedenen Welten. Theologen und Archäologen denken in Jahrhunderten, Philo-

sophen und Philologen in Jahrzehnten, für Naturwissenschaftler und Mediziner, die in weltweiter Konkurrenz stehen, kommt es oft auf Tage und Wochen an. Wir müssen sofort handeln, andere können die notwendigen Anpassungen der nächsten Generation überlassen. Wenn alle über den gleichen Leisten geschlagen werden, kann nur Durchschnitt herauskommen. Warum sollen sich die Überdurchschnittlichen engagieren? Klüger wäre es, die altherwürdige Universität in zahlreiche schlagkräftige, unabhängige Einheiten (schools) aufzuteilen. Sie könnten – in Eigenverantwortung – ihnen gemäße Regeln für die Rekrutierung des Nachwuchses entwickeln. Auch das ist im Ausland längst, zum Teil mit großem Erfolg, geschehen – oft durch Privatisierung.

Diese Probleme sind seit langem bekannt. Obwohl neue Regeln und mehr Bürokratie unser tägliches Brot sind, erhoffen wir das Heil immer noch von der Politik und von der Verwaltung. Dabei werden wir immer mehr zu nörgelnden Bonsai-Professoren. Unterdessen ist der Wissenschaftsstandort Deutschland auf dem Weg zum botanischen Garten – nicht kompetitiv, aber schutzbedürftig. Leider können wir kein Eintrittsgeld verlangen und davon überleben. Vielleicht sollten wir von unserer Aversion gegen private Universitäten abgehen und zumindest versuchsweise den Weg in die Privatisierung beschreiten: denn unter staatlicher Verwaltung sind auch viele von uns der Versuchung verfallen, Erbhöfe zu begründen und mit Zähnen und Klauen zu verteidigen. Für den Nachwuchs ist es eine Horrorvision, dort als Hintersasse zu dienen.

So geht es uns wie dem Mann, der sich einen Anzug nach Maß machen ließ. Der Anzug saß perfekt bis auf eine etwas zu hohe linke Schulter. Der Schneider schlug vor, die linke Schulter einfach ein wenig höher zu tragen. Das führte allerdings dazu, dass das rechte Bein zu lang erschien, was sich durch Hinken verdecken ließ. Leider spannte der Anzug nun im Brustbereich. Nach vorne gebeugt, die Schulter angehoben, verließ der Kunde hinkend den Schneider. Auf der Straße betrachteten ihn bedauernd Passanten: Der arme Krüppel, aber einen tollen Schneider hat er.

So geht es auch uns. Die, die uns die Misere eingebrockt haben, erhalten Lob für ihre Mühen, und wir stehen da als Krüppel der Nation.

Kay Brune, Bonsai-Professor, Erlangen